

## **Widerstand auf leeren Magen?**

Widerstandsunfähigkeit, Peacebuilding und lokale „ownership“ in Nachkriegs-Sierra Leone

Anne Menzel

[amenzel@zedat.fu-berlin](mailto:amenzel@zedat.fu-berlin)

Ist Widerstand, verstanden als ein Streben danach, sich ungerechten und leidvoll erfahrenen Verhältnissen mit dem Ziel zu widersetzen, zu ihrer Überwindung beizutragen, eine soziale Selbstverständlichkeit? Reicht es, dass Menschen Erlittenes bewusst als ungerecht wahrnehmen, damit sie sich zu Widerstand entschließen und beginnen, auf Wandel hinzuarbeiten? Und falls nicht, welches sind dann die grundlegenden Voraussetzungen für Widerstand? Während eines Feldforschungsaufenthalts in der Stadt Bo im Süden von Sierra Leone von Januar bis Mai 2009 wurden mir in Interviews und informellen Gesprächen häufig Antworten auf diese Fragen geboten – obwohl ich sie gar nicht gestellt hatte. Es bedurfte gar keiner Nachfragen, um meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -Partner auf dieses Thema zu bringen. Sie ringen ohnehin ganz von sich aus mit der Frage, wie sozialer Wandel in ihrem an Bodenschätzen und landwirtschaftlich nutzbaren Böden reichen Land zustande kommen kann, das nichtsdestotrotz seit der ersten Aufstellung des Human Development Index Jahr für Jahr auf einem der untersten Indexplätze verortet wird und sowohl einen mehr als zehnjährigen Krieg (1991 bis 2002) als auch jahrelanges Peacebuilding hinter sich hat.

In meinem Papier beschreibe ich einen Diskurs um Widerstandsunfähigkeit, auf den ich während meiner Feldforschung in Bo-Town aufmerksam geworden bin. Hierzu stelle ich drei verschiedene Dimensionen des Lebens und Überlebens in der Nachkriegszeit dar, die in den Diskurs um Widerstandsunfähigkeit einfließen und insgesamt gefühlte und gelebte Widerstandsunfähigkeit ausmachen. Erstens wird der Diskurs durch Lehren informiert, die aus den Schrecken und Enttäuschungen der Kriegszeit gezogen worden sind. Diese werden, zweitens, mit Enttäuschungen über Peacebuilding und mit der andauernden „Unversicherheit“ des Lebens in der Nachkriegszeit verknüpft. Diese „Unversicherheit“ besteht darin, dass Unter- und Mangelernährung und eigentlich leicht heilbare und zudem häufige Krankheiten, etwa Typhus, Malaria oder Entzündungen, auch in der Nachkriegszeit lebensbedrohliche Risiken darstellen. Gegen diese Risiken sind die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner weder in dem Sinne versichert, dass sie auf effektive staatliche Hilfen zählen können (Nahrungsmittelhilfe, kostenlose Gesundheitsversorgung etc.) – noch in dem Sinne, dass sie sich mit Sicherheit selbst helfen können; die niedrige statistische Lebenserwartung von im Schnitt nur 45

Jahren zeugt von dieser Unversicherheit. Drittens besteht in der Nachkriegszeit nicht nur Unversicherheit, sondern auch Unsicherheit. Die Gewaltbereitschaften, zu denen sich diejenigen entschließen, die Unversicherheit nicht länger ertragen und sich Chancen auf ein besseres Leben zur Not auch gewaltsam erschließen wollen, sind jedoch gerade nicht auf die Ermöglichung eines sozialen Wandels ausgerichtet, der einer breiten Masse von Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern zugutekommen würde. Vielmehr laufen die Gewaltbereitschaften auf eine als alternativlos empfundene Komplizenschaft mit korrupten und verachteten Machteliten hinaus, die denjenigen, die sich in ihre Dienste stellen lassen, im Gegenzug zumindest für sich selbst ein besseres Leben in Aussicht stellen können.

Abschließend zeige ich auf, dass Widerstandsunfähigkeit in der Konzeption von Peacebuilding-Maßnahmen, die Nachkriegsgesellschaften so umgestalten sollen, dass ein „Rückfall“ in kriegerische Gewalt verhindert und „nachhaltiger“, sich selbst tragender Frieden möglich wird, als Problemdefinition gar nicht vorkommt. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass Peacebuilding bereits für sich genommen ein ausreichendes Widerstandsprojekt gegen all die Zustände bereitstellt, die aus Peacebuilding-Perspektive für Krieg und Elend verantwortlich gemacht werden. Anstelle von *Widerstandsfähigkeit* ist deshalb lokale „ownership“ gefragt, verstanden als ein erwünschter Prozess, in dem Peacebuilding-Empfängergesellschaften – die „Intervenierten“ (Daxner u.a. 2010: 13) –, von Peacebuilding überzeugt und für Peacebuilding gewonnen werden sollen.